

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1927)
Heft: 6

Artikel: Bildnis einer studierten Frau
Autor: Wyrsh, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758273>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bildnis einer studierten Frau

Von Jakob Wyrsch

Um Missverständnissen vorzubeugen: nicht *die*, sondern ganz irgendeine beliebige studierte Frau soll sich bemühen, hier bildhaft zu erscheinen, so beliebig, dass jeder Anspruch auf typische Geltung zum vornherein aussichtslos wäre. Sie wird aber in ihrer Bescheidenheit solch einen waghalsigen Anspruch auch gar nicht zu erheben sich getrauen, denn es ist ja gerade das Verhängnis ihres Daseins, dass sie sich bewusst ist, tagesklar bewusst, nicht Typus zu sein. Nicht nur findet sie deshalb bei ihrer Umwelt keinerlei verständnisvolle Teilnahme für ihren qualenhaften Erdengang, sondern auch vor sich selbst muss sie täglich ihre Existenz, die zwar in ihrem Äußern bürgerlich-gesetzlich durchaus geregelt ist – man denke: Vater Regierungsrat, glückliches Familienleben, gute Schulfortschritte, rechtzeitiges Examen –, aber von ihr aus gesehen aus aller Regel hinausfällt, aufs neue rechtfertigen, um nur lebensfähig zu bleiben; und was ist das für eine schwere und oft misslingende Aufgabe!

Sie feiert zum Beispiel einen Klassenabend mit ihren ehemaligen Kommilitoninnen. Da begrüßt sie die genialischen Titusköpfe – sind sie nicht etwas altväterisch? fragt sie sich – oder die Haartrachten, die in ihrer Schlichtheit ein Ausdruck von Entsagungslust sind. Da sieht sie in spartanisch straffe Mienen, ein sehr angestrenzter Spiegel geistigen Lebens. Da hört sie Worte strengster Wissenschaftlichkeit, bar jeder weibischen Gefühlsbetonung, indes Zigaretten- und sogar Pfeifenrauch das Gemach vermännlicht. (Dass allerdings keine alkoholischen Getränke verabreicht werden, sei gerne zugestanden).

Die Ärztin erzählt von ihrem Auto; die Juristin setzt paragrafenkundig auseinander, warum sie den Prozess gewinnen muss; die eine Dr. phil. plant eine Reise nach Griechenland, um dort ihr Dissertationsmeerestier unter dem Mikroskop zu adorieren; die andere Dr. phil. ist nervös, weil sie heute nacht an den Kongress für soziale Fürsorge, Heilpädagogik und Körperkultur fahren muss, und dort wird sie bei der großen Schlussdiskussion die soeben hier kundgegebenen, auf einem Zettel säuberlich geschriebenen Sätze vom Rednerpult aus verkünden. Indessen kommt die dritte Dr. phil. zur Türe herein, angenehm verspätet, weil entschuldigt, durch eine Vorstandssitzung der International women

association. Kurz: alle diese Damen sind am Werk, ganz Tätigkeit, ganz Beruf, haben etwas erreicht, woraus sich ein Wesen machen lässt. Ihre vergeistigten Gesichter, ihre sachlich-bestimmten Reden stehen ihnen also durchaus zu und sind keine Anmaßung, wobei nur der Vollständigkeit halber noch gesagt werden soll, dass sie alle entsprechend dunkel gekleidet sind und dass die einen schlichte Pince-nez tragen, während die andern sonstwie ihr Äußeres als Magd des Innern kennzeichnen.

Und zur Bekräftigung dieser anerkennenden Feststellung, welche die beliebige studierte Frau auf ihren gesellschaftsfernen Gewissenserforschungen nicht umgehen kann, meldet soeben noch der Fernsprecher, dass die andere Dr. med. wegen eines plötzlich eingelieferten Notfalls – Wahrscheinlichkeitsdiagnose: perforiertes Duodenalgeschwür – ihren Spital nicht verlassen kann und sich entschuldigen muss.

Diese Meldung erschüttert tatsächlich die beliebige studierte Frau noch mehr. Beinahe regt sich etwas Feindseliges, ein Trieb zum Spielverderben in ihr. Denn sie schreibt sich zwar mit eben so gutem Recht wie die andern Fräulein Doktor, allein, was soll sie mit dem «Beruf», den sie sich damit auferlegt hat? Autolenken, Amöben begucken, Blinddärme wegkneifen, auf Kongressen fünf Sätze in die Diskussion werfen, was alles ein anderer ebensogut machen könnte, ist das nun wirklich der ganze Lebensinhalt, nachdem sie auf so vieles in ihrer Jugend verzichtet hat?

«Ja, es ist viel», hört sie da eine Dr. phil. kalt und sachlich feststellend bemerken, «es ist viel, tatsächlich die Gleichberechtigung mit dem Mann, denn der kürzliche Pariser Kongress hat auch dem Stimmrecht schon den moralischen Sieg gebracht».

Bei diesem Satz gewinnt das Teufelchen der Bosheit in ihrer geplagten Seele die Oberhand und sie setzt unerwartet ein Bachofen-Zitat wie einen Blutegel an den Triumph ihrer Kommilitonin: «Die Schlechtigkeit der Frau beginnt gewöhnlich mit der Verachtung des Mannes und eines mit zunehmender Bildung einreißenden männlichen Geckentums, für welches die Verfeinerung unserer Zeit so viele beschönigende Ausdrücke erfunden hat. Dem Weibe ist der Fortschritt der Zivilisation nicht günstig. Am höchsten steht die Frau in den sogenannten barbarischen Zeiten, die folgenden tragen ihre Gynaikokratie zu Grabe, beeinträchtigen ihre körperliche Schönheit, erniedrigen sie aus der hohen Stellung...»

Sie hält inne, denn sie findet offenbar kein Verständnis. Ratlosigkeit und Enttäuschung umgibt sie, als hätte sie eine gar nicht hiehergehörige Dummheit gesagt. Und als sie nun mit erneuter Bosheit einen Nachsatz

folgen lässt des Sinnes, dass die Stunde des Wiederbeginns matriarchaler Symbole im Leben der Menschheit geschlagen habe, da überschlägt sich nach kurzem Schweigen die Ratlosigkeit der Damen in etwas Unvorhergesehenes: man stürzt sich in eine laute – fast schriebe man: bubenhafte – Lustigkeit, von der alle soeben erörterten Probleme wie Spreue abgeschüttelt werden. Sie bewerfen sich mit Kissen, juchzen plötzlich auf, als würden sie gekitzelt, was begreiflicherweise in dieser korrekten Gesellschaft gar nicht geschehen sein konnte; ja sie necken einander mit Männernamen, die eigentlich hier gegenstandslos geworden sein sollten, da ihre Träger sich längst dem Joch der Ehe gebeugt hatten.

Also doch, denkt verblüfft die beliebige studierte Dame, die im Tumult ganz unangefochten und abseits bleibt und sich damit über ihre Existenz etwas trösten könnte, aber da schlägt plötzlich störend die Uhr: Zeit zum Aufbruch. Die Ärztin steigt sachkundig, wie man dies tun muss, in ihr Auto. Eine andere nimmt die Mappe und eilt in die Kanzlei, die dritte muss zu einer Besprechung. Mit einem Wort: alle haben etwas zu tun und stellen etwas vor, alle werfen sich hartnäckig auf ihren Beruf und sehen durch ihn wie durch ein Fernrohr ins Leben und der runde, wohlbegrenzte, deutlich vergrößerte Ausschnitt, den sie dabei erblicken, ist durchaus für jede beherrschbar und zufriedenstellend.

Indessen geht die beliebige studierte Frau, nachdem sie erst das Mitfahren im Auto, das Mitgehen in die Kanzlei und das Mitdabeisein bei der Versammlung mit Notlügen, wobei sie selbst errötet, abgewehrt, allein und mit sich entzweit ihrer Wege.

Ihrer Wege? Nein, die andern besitzen jede ihren Weg, aber sie besitzt keinen. Die Wege der andern sind ja vielleicht nicht immer so eben und bequem, wie es sich ein neidisches Publikum vorstellt, aber es sind immerhin Wege, die zielbewusst zu irgendeinem sichtbaren Punkt führen, und sei dieser Punkt auch nur eine Aktenmappe oder ein abgeschnittener Blinddarm. Sie aber mag lange durch die verschiedenartigsten Gassen der Stadt laufen, sie geht dabei immer ins Zweck- und Ziellose, sie fragt sich ernstlich, ob es ihr überhaupt erlaubt sei, diese Gassen für ihre ganz überflüssigen Wanderungen abzunützen und sie wäre gar nicht verwundert, wenn sie sich deswegen vor jenem Polizisten dort verantworten müsste.

Überflüssig und ziellos? Mitten zwischen diesen zwei Gedanken wird sie, die natürlich nicht stolz und prangend, sondern bescheiden und kopfgehängt einherschreitet, angesprochen und erkennt mit einem freudigen Entsetzen einen ehemaligen Professor. Ungläubig zwar, aber doch

nicht überrascht nimmt sie die Versicherung seines Vergnügens an ihrem Anblick entgegen. Auf Befragen bekennt sie auch, dass sie gegenwärtig stellen- und arbeitslos sei. Allein, wie erschrickt sie nun, als der Professor sehr erfreut eine ehrenvolle wissenschaftliche Arbeit, die unbedingt nächstens getan sein sollte und für die er selbst keine Zeit hat, auf ihre freien Schultern laden will, und gleichsam die Arme in Abwehr erhebend ruft sie ehrlich aus: « Wie könnte ich? »

Aber als nun ihr Gegenüber in knappen Worten feststellt, dass sie, seine Doktorandin, ein Muster von rascher Auffassung und Fleiß, sehr wohl kann, da erinnert sie sich plötzlich, dass sie ja als zukünftige Patin zur Familie ihres Onkels nach Marokko reisen muss und zwar vielleicht – denn man kann ja bekanntlich nie wissen – schon in den nächsten Wochen. Im Stillen aber denkt sie sofort: « Mein Gott, jetzt muss ich dann wirklich irgendwohin aus dieser Stadt verschwinden und ich habe doch gar keine Lust dazu ».

« Nach Marokko? » klatscht der Professor in die Hände « dann gehen Sie doch vorher noch zu meinem Kollegen, er bedarf ganz genauer Kopien der kürzlich im Atlas entdeckten Inschriften: also ein Auftrag, den man Ihrer Gewissenhaftigkeit am besten anvertrauen kann ».

Ist es der Dame nun nicht zuzutrauen, dass sie erschrocken über dieses zweite ehrenvolle Ansinnen, auf einmal glaubt, ihre Tante würde zur Entbindung doch nach Frankreich fahren? Ist es aber weiterhin zum Verwundern, wenn sie nun nach dem Weggang des Professors – denn natürlich hat er nicht Zeit, bis zum Abend stehen zu bleiben und sich Körbe zu holen – ebenso rasch ihre unbedachten Reden schmerzlich bereut, ja sogar erwägt, ob nicht die soeben angerufene Tante hier in der Stadt sich entbinden lassen könnte? Denn nachdem sie nun doch einmal durch ihren Beruf über den Graben gesprungen ist, warum soll sie sich nun nicht bequemen, jene Arbeiten zu verrichten, welche die Männer ihr übriglassen? (Nebenbei gesagt: so wenig dankbar beurteilte sie die menschenfreundlichen Absichten des Professors, nur weil sie etwas mit ihrem Beruf zu tun hatten). Dann hätte sie doch einen Weg und ein Ziel, das sie ganz fest ins Auge fassen könnte, so fest, dass ihr daneben Hören und Sehen verginge und sie also von der Rebellion ihres Herzens ebensowenig etwas wahrnehmen müsste, wie sie es während ihres Examens wahrgenommen hatte.

Es mag sein, dass diese Gedanken sie etwas milder stimmen gegen das etwas aufdringlich große, vorhanglos vielfenstrige, von einer ebenfalls gelehrten Dame, nämlich der Minerva, behütete Gebäude, welches nun

rechterhand erscheint und, wie man sich denken kann, die Universität ist. Unsere studierte Frau beschließt sogar einzutreten, was in den letzten Jahren nicht allzu oft geschah, weil sie trotz vorhandener Gerechtigkeitsliebe sich nicht unterstehen konnte, den Ärger der letzten Jahre über ihr Elend und ihre Entzweiung gelegentlich auf dieses daran doch unschuldige Gebäude abzuladen, welche Gewissenserleichterung ihr aber wieder endlose Streitigkeiten mit obgenannter Gerechtigkeitsliebe zuzog.

Sie wandelt also heute wieder einmal durch die Hallen und Gänge, die sehr angenehm geheizt sind – denn es ist trüber Spätherbsttag – und ihr heute gewissermaßen als elegant auffallen. Aber sei es, dass ihre selbst den Schreiber dies auf die Dauer ermüdende Gemütsverfassung, sei es, dass anderes die Schuld trägt, sie findet sich zwischen den Bildungsbeflissenen nicht mehr ganz zurecht. Dass zwar die Zigarette – das schon fast altertümelnde Emanzipations-Attribut – in Frauenlippen gute Unterkunft erhält, dessen ist sie gewohnt, aber dass besagte Lippen gar nicht geistig-blass, sondern fleischlich-rot sind, beunruhigt sie. Dass hier Bubiköpfe, wohlgepflegte, den knospenden Händen süßer Coiffeure eben erst entnommene – wie man frische Aprikosen aus der Holzwolle hebt – Bubiköpfe ihre Scheitel etwas geschickter neigen, als es ihrerzeit dem Wissenstrieb als zuträglich erachtet wurde, will sie noch gelten lassen; so duldsam und versöhnlich ist sie. Auch die Hornbrillen mit ihrer angedeuteten Dämonie und der tiefere Halsausschnitt, welcher umgekehrt beruhigend andeutet, dass es mit dieser Dämonie nicht so weit her ist, lassen sie kalt. Allein, wie erstaunt sie, als nun eine Studentin ganz öffentlich die Puderquaste mit einer sehr geläufigen Bewegung sich zu Gesichte und, wie die erscheinende Miene bezeugt, auch zu Gemüte führt. Und als nun zwei, drei, vier, fünf, sechs Kolleginnen an allen Ecken ebenfalls die Quasten zücken, und als nun – das Glockenzeichen zum Beginn der Vorlesung – die Damen, jede mit ihrem heftetragenden Knappen, forsch, fesch und kniefrei und königlich den Sälen zuschreiten, und als man dabei aus schönen Lippen z. B. folgende Worte hören kann: «Sicherlich der Jazz ist als Phänomen von reinster Sachlichkeit, an bourgeoisier Erotik ebenso uninteressiert, wie dies der Sport-Tanz ist, was alles wir heute abend ...», da kann unsere Gelehrte nichts anderes als ausrufen – ob mit Neid oder mit Entrüstung bleibe dahingestellt – «Ach diese Jugend!» Und als sie nun betroffen über diese vorweggenommene Lebenslust an ihrem einfach-dunkeln, hoch geschlossenen Kleid, an ihrem alten Familienschmuck abwärts sieht bis auf die baumwollenen Strümpfe und die einfärbigen Schuhe, da

ergänzt sie diesen Ausruf, indem sie nur noch murmelt: «Ach diese Matrone».

Schleunigst verlässt sie diese Stätte ihrer ehemaligen Jugendfreuden und eilt nach Hause. Nachdem sie weder für die von der Männerwelt übrig gelassenen Abhandlungen irgendwelche Lust aufbringen kann, noch von den Kolleginnen zweier Generationen als ihresgleichen anerkannt wird, erinnert sie sich des einzigen Instruments der Betätigung, dass ihr noch Aussicht auf schöpferische Arbeit zu bieten scheint, nämlich des Staublappens. Sie findet denselben auch auf dem Estrich liegend, wohin ihn wohl ihre jüngere Schwester vor dem Gang zur höhern Töchterchule verächtlich hingeworfen hat, und sie bemächtigt sich nun tapfer dieses Paniers der Hausbackenheit, indem sie ihn mit den studierten Fingern gleichsam adelt und in höhere Sphären emporhebt. Sie behandelt ihn, zu dem sie auf so vielen Umwegen gekommen ist, mit kühnem Galgenhumor; sie schlägt ihn den Wissenschaftlern, die hier in Bücher zusammengeballt und gebannt stehen, zweckgerecht um die allzubreiten Rücken; sie peitscht die Schreibmaschine, als wäre sie eine Kohlenkiste; durch die – man darf sagen – Neuschöpfung der früher einmal anerkannten Gestalt der Haustochter, eine Neuschöpfung, die sich gegen eine ganze Welt durchkämpfen muss, wird sie ganz Feuer und Mutwille und wird im nächsten Augenblick sich selbst vergessen . . .

Da – man behauptet, es sei gewesen, als sie sich unvermutet im Spiegel erblickte – geschieht das Unglück: sie wirft mit Geklirr eine Vase, natürlich eine kostbare, hinunter auf den Boden. Die Magd kommt hereingestürzt, schlägt die Hände über dem Kopf zusammen: «Aber Fräulein Doktor» und entreißt ihr in ländlicher Unverdorbenheit den Staublappen.

Sie würde lügen, wenn sie behauptete, es sei ihr diese Entreißung unangenehm gewesen, denn schließlich lebt man nicht drei Jahrzehnte lang in mündlicher und buchhafter Unterhaltung von Geistesmännern, um nachher im Abstauben sein Leben erfüllt zu sehen. Aber nachdem sie ihre Ungeeignetheit auch zur Haustochter soeben bewiesen hat, was soll sie nun tun? Warum glaubt sie sich ihrer langen Bildung wegen überhaupt verpflichtet, etwas zu *tun*, und bringt es nicht über sich, bloß zu sein, wie dies ja früher von vielen Frauen mit großem Erfolg gehandhabt wurde?